

Eliza Graham
Das geheime Bild

Buch

Letchford, England. Die junge Lehrerin Meredith Cordingley kehrt auf den Landsitz zurück, auf dem sie aufwuchs und auf dem ihr Vater ein Internat betreibt. Ihre Ehe steckt in der Krise; nachdem ihr Ehemann Hugh im Einsatz in Afghanistan schwer verletzt wurde und jegliche Hilfe abweist, sehnt sie sich nach Ruhe und Geborgenheit im Kreis der Familie. Doch die Rückkehr an den Ort ihrer Kindheit weckt dunkle Erinnerungen: Als kleines Mädchen entdeckte sie hinter einem Wandgemälde das Bild einer unbekanntenen Frau – das damals schnellstens wieder verborgen wurde. Als man nun im Internat einen erschreckenden Fund macht, scheint die Vergangenheit plötzlich näher denn je. Und es scheint, als sei nicht nur für Meredith, sondern auch für ihren Vater die Zeit gekommen, sich den Geistern der Vergangenheit zu stellen ...

Autorin

Eliza Graham ist Autorin und Journalistin. Für ihren ersten Roman *Weil du mich liebst* suchte sie über fünf Jahre lang einen Verleger, bis er mit großem Erfolg in England erschien. Auch in Deutschland eroberte sie damit die Bestsellerlisten. Eliza Graham lebt mit ihrem Mann, ihren Kindern und ihrem Hund in Oxfordshire, nordwestlich von London.

Bei Blanvalet von Eliza Graham bereits erschienen:

Weil du mich liebst (36975)
Die Antwort des Windes (37616)

Eliza Graham

Das geheime Bild

Roman

Aus dem Englischen
von Elfriede Peschel

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The History Room« bei Pan Books, Pan Macmillan UK, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2013
bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Eliza Graham
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: bürosüd°, München
Umschlagabbildungen:
Getty Images/Britain On View/Joe Cornish und bürosüd°, München
Redaktion: Regine Kirtschig
ES · Herstellung: sam
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37848-7

www.blanvalet.de

Für Matthew Day

Meredith

Wir hatten ursprünglich nicht vor, das Wandbild zu zerstören. Doch die Erregung, die mich überkam, als beim Abkratzen der Farbe dieses Bild zutage trat, war rauschhaft. Ich hätte aufhören sollen. Konnte es aber nicht. Ich hatte keine Ahnung, was ich da freilegte.

Wir waren zehn und elf Jahre alt, also muss es im Herbst 1991 gewesen sein. An einem verregneten Samstagmorgen. Dad machte mit Eltern zukünftiger Schüler eine Führung durch die Schule. Mum vertrat eine erkrankte Lehrerin in Hauswirtschaftslehre. Zu jener Zeit hatte in Letchford jeder am Samstagmorgen Unterricht, egal ob er Internatsschüler oder Externer war. Clara und ich waren noch zu jung für die weiterführende Schule und hatten unsere von der Dorfschule aufgegebenen Hausaufgaben bereits erledigt. Auch Klavier hatten wir schon geübt, sogar die Tonleitern. Also lagen viele Stunden vor uns, die es zu füllen galt, bis mittags der samstäglich Unterricht zu Ende war. Um draußen in der Einfahrt mit unseren Rädern herumzufahren, war es zu nass, selbst wenn dies während der Unterrichtsstunden erlaubt gewesen wäre. Sämtliche aus der Bibliothek entlehnten Bücher hatte ich gelesen. Clara war nie eine große Leserin. Wir versuchten es mit dem Leiterspiel, aber da wir

ständig auf den Schlangen landeten und wieder zurück mussten, fingen wir zu zanken an und beschuldigten uns gegenseitig, heimlich das Spielbrett anzuschubsen.

Bis wir losziehen konnten, um uns in der Pause Kekse mit Schokoüberzug oder Käse-Zwiebel-Chips am Schulkiosk zu kaufen, dauerte es noch eine Ewigkeit.

Also tranken wir die Milch und aßen die Biskuits, die Mum uns hingestellt hatte. Noch immer war es erst zehn Uhr.

»Wir könnten was malen.« Clara verzog hoffnungsvoll das Gesicht.

»Ich hasse Malen.« Eigentlich malte ich gern, aber da meine Versuche nie so gut gelangen wie die meiner Schwester, vermied ich es, in ihrer Nähe den Pinsel aufs Papier zu bringen.

»Mir ist sooo langweilig.«

»Mir auch.« Und es würde nicht viel besser werden, wenn Mum und Dad zur Mittagszeit zurückkamen, überlegte ich. Dad steckte bis zu den Ohren in der Organisation des Neubauprojekts. Er würde den ganzen Nachmittag in seinem Büro sitzen, Papierkram erledigen und sich über Verzögerungen und zu bezahlende Rechnungen ärgern. Mum würde ihm dabei helfen. Dann würden sie einen Rundgang um die neuen Häuser für die Internatsschüler und die Turnhalle machen, um sich zu vergewissern, dass alles seine Ordnung hatte. Mitnehmen würden sie uns dabei nicht, denn für Kinder unseres Alters erachtete man Baustellen als zu gefährlich.

Clara stellte sich auf einen Stuhl und legte ihr Ohr an die Wanduhr, um zu hören, ob sie nicht stehen geblieben war. Sie meinte, sie ticke noch. Noch eine halbe Stunde bis zur Vormittagspause, in der Mum kommen würde, um bei uns

nach dem Rechten zu sehen. Während des Schultrimesters fielen wir auf der Prioritätenliste ganz nach unten wie Kieselsteine in einem Teich. Manchmal hasste ich es, Letchford mit allen anderen teilen zu müssen, auch meine Eltern teilen zu müssen. Doch Mum und Dad wurden nicht müde, uns daran zu erinnern, dass wir die Ferien ganz für uns hatten, abgesehen von einzelnen Schülern oder Lehrern, denen es nicht möglich war, ans andere Ende der Welt nach Hause zu fahren. »Dieses Haus wäre schon vor vielen Jahren verkauft worden, wenn wir nicht eine Schule daraus gemacht hätten«, erinnerte Mum uns und ließ dabei rasch ihren Blick über die eichenvertäfelten Räume schweifen, in denen wir lebten. »Das ist der Preis, den wir dafür zahlen.«

»Ihr wisst gar nicht, wie glücklich ihr euch schätzen könnt, so viel Beständigkeit zu haben«, pflegte mein Vater mit geistesabwesendem Blick zu sagen.

Manchmal wünschte ich mir, in einem Doppelhaus im Dorf zu leben, wie meine Freundin Janet aus der Grundschule. Wo immer der Fernseher lief. Nur wir vier. Keine anderen Kinder. Eine Mutter, die entweder in der Küche oder draußen im Garten war. Keine merkwürdigen Lehrer, die nachts in ihren nach Mottenkugeln riechenden Tweedklamotten und Lesebrillen herumschlichen. Wo wir unsere Eltern nicht mit dreihundert anderen Jugendlichen teilen müssten. Und jetzt würde Dad auch noch Internatsschüler aufnehmen. Großartig. Noch weniger Zeit für uns.

»Du würdest uns doch nicht in ein Internat stecken, oder?«, fragte ich meine Mutter.

»Nein.« Die Antwort kam rasch und entschieden.

»Warum lässt du dann zu, dass andere Eltern ihre Kinder wegschicken?«

Sie stellte den Berg Wäsche ab, den sie trug. »Es ist nicht immer ganz einfach«, meinte sie bedächtig. »Manche von ihnen arbeiten im Ausland. Oder sie haben lange Arbeitstage. Sie haben keine andere Wahl.«

»Ihre Kinder könnten doch in den anderen Ländern zur Schule gehen. Sie würden Fremdsprachen lernen. Das wäre gut für sie. Oder die Eltern könnten weniger Stunden arbeiten.«

Darauf reagierte sie mit einem Brummeln, ich wusste, dass ihr Widerspruch nicht von Herzen kam.

»Werden die Internatsschüler ihr Zuhause nicht vermissen?« Ich würde es vermissen.

»Ich weiß nicht.« Sie zog ein Bündel Socken aus der Wäsche, und ich wusste, dass das Thema damit beendet war. »Steck die für mich paarweise zusammen, Liebling.«

»Mum und Dad sind immer beschäftigt und nie für uns da«, beklagte ich mich jetzt bei meiner Schwester.

Clara sah mich von der Seite aus an. »Irgendwas ist im Busch.« Sie malte mit ihrem Finger einen Kreis auf den Küchentisch.

»Haben die Bauarbeiter was Dummes angestellt?« Erst gestern Abend hatte ich Dad sich über die Dummheit aller ereifern hören, die glaubten, ein Türrahmen könne anderthalb Zentimeter zu schmal gebaut werden, ohne dass es bemerkt würde.

Sie zuckte mit den Achseln. »Weiß nicht genau. Hat was mit Mr. Collins zu tun.«

Mr. Collins war der Schatzmeister. Ich hatte keine Ahnung, was ein Schatzmeister zu tun hatte. Irgendwas mit Geld zählen. Von Mr. Collins bekamen wir Vollkornkekse mit Schokolade, und er ließ uns auf seiner Rechenmaschine

schreiben. Ich hatte bemerkt, dass mein Vater gestern Abend mit Mr. Andrews ins Büro des Schatzmeisters gegangen war. Mr. Andrews war ein alter Freund von Dad und, wie dieser meinte, fast ein Vater für ihn. Er hatte Dad geholfen, nachdem dieser die Tschechoslowakei verlassen hatte. Mr. Andrews und Dad saßen abends zusammen, brüteten über Blättern voller Zahlen und unterhielten sich über die Preise von Fliesen und Ziegeln.

»Vielleicht hat die Abrechnung nicht gestimmt«, schlug ich vor.

»Vielleicht.« Clara betrachtete ihren unsichtbaren Kreis. »Mr. Collins' neuem Baby geht es schlecht. Ich hörte mit, als er am Telefon mit seiner Frau darüber sprach.« Sie gähnte.

Minuten verstrichen, schwerfällig wie Ewigkeiten. Clara schlug vor, uns mit unseren Rollern nach unten zu schleichen und dort in der Eingangshalle auf dem Marmorfußboden umherzuflitzen, ein Zeitvertreib, der uns zwar während der Schulzeit verboten war, doch jetzt konnte uns dort keiner sehen.

Wir hatten ein Spiel erfunden, das eine Mischung aus Polo und Eishockey war. Mit Besen anstelle von Stöcken schoben wir einander eine zusammengerollte Socke zu. Wir waren stolz auf unsere Geschicklichkeit, denn es war nicht leicht, einen Roller mit nur einer Hand zu lenken. In der Eingangshalle befand sich das berühmte Letchford-Wandgemälde, das für unsere Familie von doppelter Bedeutung war, weil Dad es gemalt und Mum ihm Modell gesessen hatte. Er hatte sie vor dem Hintergrund des Hauses in einem altmodischen langen blauen Samtkleid gemalt, das Haar mit einem Band zusammengebunden, von dem ein Ende über ihren Hals fiel. Sie war so schön wie Michelle Pfeiffer.

Dad war ein guter Maler. Manchmal kamen Besucher einzig zu dem Zweck, sich das Wandgemälde anzusehen. Manche meinten, es sei eine Schande, dass Dad nicht Künstler geblieben sei. Dann pflegte er sich durchs Haar zu streichen und sein lustiges, fast scheues Lächeln aufzusetzen, das ihn eher traurig als fröhlich aussehen ließ.

Clara schlug ein As in meine Richtung, das ich halten konnte, obwohl ich dabei fast seitlich von meinem Roller gefallen wäre. Ich versetzte der Socke mit meinem Besen einen Schlag, sodass sie Richtung Wandgemälde flog. Clara war bereits dicht dran. Sie stoppte die Socke, bevor sie die Wand traf, lehnte sich aber zu weit nach vorn und wäre über den Lenker gefallen, wenn sie sich nicht in letzter Minute noch mit einer Hand an der Wand abgestützt hätte. Der Roller stürzte um, und sein Haltegriff aus Gummi hinterließ an der Wand ein rotes Schandmal. Leider nicht an irgendeinem unwichtigen Teil der Wand. Er hatte am Bild unserer Mutter geschrappt, sodass sie jetzt aussah, als hätte ein Messer sie vom Hals abwärts aufgeschlitzt.

Wir wechselten einen Blick. Gleich würde die Pausenglocke läuten. Mum würde kommen, um nach uns zu sehen. Mir fiel das Geschirrtuch neben unserer Küchenspüle ein, und ich stürmte nach oben, während Clara noch immer fassungslos die Wand anstarrte. Vermutlich dachte sie, ich hätte sie im Stich gelassen. Ich grapschte mir die Flasche Harpic aus dem Schrank unter der Spüle und befeuchtete das Tuch damit. Nach nur wenigen Sekunden war ich wieder bei Clara.

»Hier.« Ich unternahm einen Versuch, den roten Fleck abzureiben. Er schien sich rasch zu lösen. Auch Claras Gesichtsausdruck löste sich.

»Hier ist noch was dran.« Sie deutete auf die Stelle, wo die Lenkstange des Rollers aufgeprallt war und eine rote Scharte hinterlassen hatte. Ich sprühte mehr Harpic auf das Tuch und drückte es fest an die Wand. Durch die ganze Halle wehte Zitronenduft.

Die Pausenglocke schrillte.

»Beeil dich!«, zischte Clara. »Noch ein Versuch. Gib her.« Sie griff nach dem Tuch. »Lass mich das machen.« Sie bearbeitete die Wand. Jetzt löste sich auch noch der letzte rote Fleck, den die Lenkstange hinterlassen hatte. Doch die oberste Farbschicht löste sich gleich mit.

»Oh.« Dieses Wort schien angemessen, meine Überraschung zum Ausdruck zu bringen. Ich betrachtete genauer, was Clara freigelegt hatte. »Oh«, sagte ich wieder. Unter dem Dunkelblau des Kleides meiner Mutter konnte ich eine weiße Grundierung erkennen. Und noch etwas anderes. Hellere Farben.

»Was ist das?«, staunte Clara. »Was ist da drunter?«

Wir hätten noch von der Wand ablassen können. Die Farbe war nur an einer kleinen Stelle zerstört, man hätte darüber hinwegsehen können. Wir hätten uns damit herausreden können, dass es ein Unfall war. Aber dieser lebhafteste Farbton hatte meine Einbildungskraft in seinen Bann geschlagen.

»Gib mir das Tuch.« Ich nahm es Clara ab und rieb am blauen Kleid meiner Mutter. Es tauchte mehr weiße Farbe auf. Ich attackierte sie regelrecht. Kleine Tupfer Violett und Orange traten hervor. Selbst da hätte ich noch aufhören und eine Entschuldigung für das finden können, was ich getan hatte. Aber ich konnte schlicht nicht mehr aufhören.

»Merry«, sagte meine Schwester. »Was machst du da?«

Ich schüttelte den Kopf, wusste selbst nicht mehr, was ich tat, war besessen von einem Dämon, der darauf bestand, dass ich herausfand, was sich unter der Oberfläche verbarg. Also rieb ich weiter und legte fleischfarbene Töne frei.

»Arme«, sagte Clara trotz ihrer vorherigen Zurückhaltung fasziniert. »Und sieh nur, das hier sind Haare.« Sie klang fast ehrfürchtig. »Es ist eine andere Frau – ein Mädchen.«

Hinter mir hörte ich Schritte. Absätze klapperten über die Fliesen. Die Eltern zukünftiger Schüler kehrten zusammen mit Dad wieder ins Haus zurück. Jemand holte tief Luft.

»Meredith.« Die Stimme meines Vaters hätte einen kochenden Wasserkessel einfrieren lassen. »Was hast du getan?«

Zwanzig Jahre später

Ein später Septembertag in Letchford. Champagnerfarbenes Licht. Blätter, die die Farben von Bernstein und Bronze annehmen.

Ich saß auf dem Fenstersitz des Lehrerzimmers im zweiten Stock und fühlte mich von der Szenerie draußen so ausgeschlossen, als trüge ich ein Schild mit der Aufschrift *Außenseiter* um meinen Hals. Nicht einmal ein heimwehkranker Internatsschüler im ersten Jahr konnte sich von der allgemeinen Fröhlichkeit draußen ausgegrenzter fühlen. Aber ich hatte kein Heimweh, denn dies war noch immer mein Zuhause.

Ich beobachtete meinen Vater, der eine kleine Gruppe Eltern übers Schulgelände führte. Sie kamen an einem Beet goldgelber Rosen vorbei, und ich hörte, wie eine Mutter sich für deren Duft begeisterte. Schüler, die gerade erst aus der Türkei, Thailand oder aus Südfrankreich zurückgekehrt waren, protzten mit ihren gebräunten Gesichtern und den schlanken Gliedmaßen in Sportshorts, als sie ihre Eltern zur Turnhalle, den Squashcourts und der Schwimmhalle begleiteten. Als ich im Alter dieser schlanken Teenager war, hatte ich mich in meiner Haut nie so wohl gefühlt. Draußen auf dem Hockeyfeld war ein Spiel in Gang. Eine Hand fuhr

triumphierend in die Luft, und es brach Jubel aus, die Spieler wurden von der grünen Biegung der Downs im Süden eingerahmt.

Mein Vater trug seinen hellgrünen italienischen leichten Sommeranzug. Ich hielt Ausschau nach meiner Mutter, die in ihrem einfach, aber perfekt geschnittenen blauen Leinenetui Kleid mit einer elfenbeinfarbenen Kaschmirstrickjacke darüber an seiner Seite hätte sein sollen. Die beiden hätten Models für eine Lebensversicherung oder einen Pensionsplan sein können. Mittelengland: Spielfelder und gute Manieren. Aber natürlich war meine Mutter nicht da. Sie war in den Sommerferien gestorben. Ich blinzelte mehrmals und zwang mich, mein Augenmerk auf die Schüler der Abschlussklasse zu richten: einen Jungen und ein Mädchen, beide golden im weichen Licht. Die Mütter schielten auf den Jungen. Sie fragten sich vermutlich, ob ihre eigenen Söhne irgendwann auch diese Grazie, diese katzenhafte Geschmeidigkeit entwickelten, wenn sie sie nach Letchford schickten. Die Väter gaben sich alle Mühe, nicht die schlanke Primanerin mit ihrer Haarmähne und den langen goldbraunen Beinen anzugaffen. Vielleicht sollten wir darauf bestehen, dass die Mädchen an Tagen der offenen Tür Trainingshosen trugen.

Sie kamen jetzt alle ins Haus, die Absätze der Mütter klapperten über die Steinstufen in die Eingangshalle mit dem Marmorfußboden und den weißen Stuckwänden – ungewöhnlich in diesem elisabethanischen Herrenhaus mit seinen eichenvertäfelten Räumen. Die Gruppe würde vor dem berühmten Letchford-Wandgemälde haltmachen. Alle wollten unbedingt dieses Wandgemälde mit der Schlossherin in ihrer Robe sehen, die vor dem von Bäumen eingefriedeten Haus stand. Normalerweise hätte an dieser Stelle mei-

ne Mutter Susan ihren kurzen Kommentar abgegeben und erklärt, dass der Künstler mit dem Schuldirektor identisch war. Wenn man sie bedrängte, hätte sie auch zugegeben, das Modell für diese gelassen wirkende Frau gewesen zu sein, die aussah, als sei sie der Zeit Edwards entsprungen. Darauf wäre gemeinhin gemurmelter Beifall gefolgt.

Normalerweise hätte Dad zu diesem Zeitpunkt bereits eine Entschuldigung dafür gefunden, sich rasch aus der Eingangshalle zu entfernen, vielleicht mit der gebrummelten Erklärung, er müsse sich darum kümmern, dass Kaffee und Kekse in seinem Arbeitszimmer oben bereitstanden. Heute müsste er selbst über das Wandgemälde sprechen. Was er nur widerwillig tat und deshalb das Gespräch lieber auf das frühere Schicksal der Wand während des Zweiten Weltkriegs lenkte, als man die Armee hier einquartiert hatte.

»Die Soldaten überzogen die Wand mit Graffiti und anzüglichen Schmierereien«, würde er der Gruppe erzählen. »Sie hängten eine Dartscheibe auf. Die Wand war weiß über-tüncht, als sie abzogen, aber die Worte waren immer noch sichtbar. Und die Bilder.« Gelächter von der Gruppe. »Des-halb das Wandgemälde.«

An diesem Nachmittag sollte ich Englischsaufsätze korri-gieren. Sie waren gar nicht schlecht. Das Schultrimester hatte gerade erst begonnen, also würde ich den Neulingen die vergessenen Auslassungszeichen und ihre Verwechslun-gen beim Gebrauch von they're, their und there nachsehen. Ich umkreiste falsche Buchstaben, schrieb Kommentare und atmete die nach Earl Grey riechende Luft ein. An ei-nem Nachmittag wie diesem war es mir möglich, daran zu glauben, dass ich mit meinem Leben klarkommen konnte. Ein neues Schuljahr. Die Schule roch nach neuen Leder-

schuhen, jungfräulichen Heften und frisch gestrichenen Wänden.

Jemand klopfte an die Tür des Lehrerzimmers. Ich war versucht, das Klopfen zu überhören. Ich wollte hier auf diesem sonnigen Fensterplatz mit dem Blick auf das Gelände und die Downs verweilen. Da nur Schüler zu klopfen pflegten, konnte die Unterbrechung vermutlich nur bedeuten, dass in einer Klasse jemand erkrankt war oder sich danebenbenommen hatte. Oder dass ein Lehrer Hilfe bei einem störrischen technischen Gerät benötigte. Ich verließ meinen gepolsterten Fenstersitz und ging über den Holzboden, um die Tür zu öffnen. Vor mir stand ein Mädchen aus der dritten Klasse. »Oh, Sie sind ja doch da, Mrs. Cordingley. Mr. Radcliffe braucht in seinem Klassenzimmer sofort jemanden vom Lehrkörper. Bitte kommen Sie.«

In den weit geöffneten Augen des Mädchens stand helle Aufregung geschrieben. Ein disziplinarisches Problem? Nein. Simon hätte auch ein Klassenzimmer voller Schimpansen in den Griff bekommen. Mit einem Seufzer verabschiedete ich mich von meiner unterbrochenen Einsamkeit. Als wir den Flur zur Treppe überquerten, sah ich durchs Fenster den bauchigen grauen Umriss einer Globemaster-Maschine, die vom RAF-Stützpunkt Brize Norton abhob. Meine Muskeln verhärteten sich. Hoffentlich hatte das Mädchen es nicht bemerkt.

Vor dem Unterrichtsraum für Geschichte standen die Drittklässler in Grüppchen beisammen, plauderten und lachten, die Augen aufgeweckt wie Elstern.

»Es ist eine Leiche«, sagte einer der Jungs. »Hast du dein iPhone zur Hand? Wir machen ein Foto.« Eine Hand wanderte zu einer Tasche.

»Danke.« Ich streckte meine Hand nach dem Telefon aus. »Du kennst die Regeln, was Mobiltelefone angeht. Nach der Versammlung kannst du es bei mir abholen.« Der zweite Junge ließ mürrisch das Telefon in meine Hand fallen.

»Da drinnen haben satanische Rituale stattgefunden«, murmelte ein anderer. »Deshalb lässt Mr. Radcliffe uns nicht sehen, was in der Schachtel ist.«

»Hast du auf dem Fußboden etwa ein Pentagramm gesehen?«

»Manchmal bringen sie Hühner um. Ich habe in den Ferien einen Film gesehen ...«

Ich schob das Mobiltelefon in meine Tasche und drückte die Türklinke nieder. Sie gab nicht nach.

»Mr. Radcliffe hat abgeschlossen«, teilte mir jemand hilfsbereit mit. Ich klopfte, und die Tür ging auf. Simon stand vor mir, sein rundes, freundliches Gesicht war bleich.

»Meredith, Gott sei Dank.« Er winkte mich hinein und schloss die Tür vor den neugierigen Augen der Schüler. Auf einem der Pulte stand ein Pappkarton. Er hatte etwa die Größe einer großen Schuhschachtel. »Kannst du die Polizei anrufen? Der Akku meines Mobiltelefons ist leer.«

»Was ist da drin?« Ich näherte mich dem Pult. Er streckte eine Hand aus, um mich davon abzuhalten, den Deckel der Schachtel zu berühren.

»Du siehst es dir am besten gar nicht erst an. Das würde der Polizei nicht gefallen.«

Ich zog meine Hand weg, aber nicht ohne den Deckel ein klein wenig gelüftet zu haben. »Was meinst du mit Polizei? Was ist da drin, Simon?«

Er wandte sich mir zu. »Ein Baby.«

»Was?«

»Ein totes Baby, Meredith. O mein Gott.« Er führte eine Hand zum Mund und hustete. Ich schielte auf den Spalt, der durch den verschobenen Deckel entstanden war, und meinte, etwas Helles und Zartes in der Schachtel zu entdecken, geformt wie eine eingedrehte Muschel. Oder die Hand eines Kindes. Ich starrte auf den undeutlichen Umriss. In der Schachtel blitzte etwas Metallisches auf. Simon hatte den kleinen Sarg auf eins der Mädchenpulte gestellt, sodass er neben einem flauschigen Federmäppchen in Neongrün stand: Stifte, Zirkel und Lineal waren zu sehen.

»Wo hast du es gefunden?« Ich konnte kaum sprechen.

»Im Schrank.« Dabei zeigte er nickend auf den großen Eichenschrank in der Ecke. »Ich wollte nach Lehrbüchern suchen. Da sah ich die Schachtel und fragte mich, was das wohl sein mochte.« Seine Augen weiteten sich bei der Erinnerung daran. »Hätte ich bloß nicht während der Stunde hineingesehen. Als ich den Inhalt sah, schloss ich die Schachtel sofort wieder und schickte die Kinder aus dem Raum. Ich glaube nicht, dass eins von ihnen die ... sah, was drin ist.« Er schluckte. »Vielleicht hätte ich die Schachtel besser im Schrank gelassen. Hoffentlich habe ich keinen Tatort zerstört oder so.«

»Das hast du gewiss nicht. Und es war richtig, die Kinder hinauszuschicken.«

»Geh bitte und ruf die Polizei, Meredith«, sagte er wieder. »Und sag auch deinem Vater Bescheid. Ich werde den Raum abschließen, bis sie hier sind.«

Die letzten Minuten vor einer Lehrerkonferenz waren normalerweise mit Klatsch oder Beschwerden darüber gefüllt, dass jemand alle Milch aufgebraucht oder sich die letzten Schokoplätzchen unter den Nagel gerissen hatte. Der Raum, in dem sie stattfand, war eichenvertäfelt, wie die meisten Räume in Letchford, abgesehen von der Eingangshalle. Früher war das Lehrerzimmer eine Bibliothek gewesen, in die sich zur Zeit Edwards die Männer nach dem Essen zurückzogen, um über Rennpferde, Jagdhunde und Matressen zu plaudern. Man konnte heute noch die hier im Laufe des letzten Jahrhunderts unzähligen gerauchten Zigarren riechen, inzwischen allerdings überlagert vom Geruch staubiger Lehrbücher und feuchter Sportschuhe der Sportlehrer.

Nur mein Vater fehlte noch. Ich hielt noch immer mit einem halben Auge Ausschau nach meiner Mutter. Normalerweise hätte sie den Raum vor meinem Vater mit einem knappen Lächeln für jeden betreten. Oftmals hatte ich gesehen, wie sie in einer Ecke in aller Ruhe mit jemandem sprach. Dabei pflegte Mum zu nicken und ihre Augen unverwandt auf ihr Gegenüber zu richten. Ihre Gesprächspartner saßen dann sofort aufrechter. Möglicherweise lächelten sie sogar. Sie war der perfekte Gegenpart meines Vaters gewesen, der zwar auf geniale Weise die Rolle des englischen

Gentlemans kultiviert, doch nie seine mitteleuropäische Ernsthaftigkeit abgelegt hatte.

Unruhe breitete sich aus, die Anwesenden überprüften ihre Mobiltelefone auf Nachrichten und sprangen hoch, um aus den Fenstern zu spähen. Ein oder zwei zogen Arbeitshefte aus ihren Taschen und begannen zu korrigieren. Andere stellten sich grüppchenweise zusammen, flüsterten und zuckten ratlos mit den Achseln. Emily Fleming biss sich auf die Lippe und fixierte den Stuhl, auf den sich mein Vater setzen würde, wenn er hereinkam. Emily war die junge Neuseeländerin, die Dad eingestellt hatte und die von den Schülern Gappy genannt wurde: eine Schulabsolventin, die in ihrem Gap Year zwischen Schule und Universität ein Jahr lang erste Berufserfahrungen sammeln wollte. Gappys halfen bei den Sportstunden und den Aktivitäten, die nach dem Unterricht stattfanden. Für gewöhnlich waren es fröhliche, sportliche junge Männer und Frauen mit einer sentimental Affinität zu den Cricket-Pitches und Tennisplätzen, die sie gerade erst verlassen hatten. Emily Fleming jedoch sah wie ein Mädchen aus, das sich lieber drinnen aufhielt. Heute Nachmittag hatte sie einen Fuß um ihr anderes Bein geschlungen, biss sich auf die Lippe und drückte sich ihren Becher Tee an die Brust. Ihr langes hellbraunes Haar fiel übers Gesicht und verbarg ihre Züge. Sie war erst seit wenigen Wochen in England. Lehrerkonferenzen waren Neuland für sie. Alles war neu für sie. Weiß Gott, was sie sich angesichts der Polizeiautos zusammenreimte. Sie war so blass wie der weiße Becher in ihren Händen.

»Ist euch aufgefallen«, meinte Deidre Hamilton, die für den Sprachunterricht verantwortliche Lehrkraft, hinter vorgehaltener Hand flüsternd zu Simon und mir, »dass die

Polizei gar nichts mitgenommen hat? Keine Leiche oder sonst was?« Ihre Augen funkelten.

Ich hatte mit keinem über den Inhalt des Pappkartons gesprochen und die Kinder, die sich vor Simons Klassenraum versammelt hatten, angewiesen, zu einer vorzeitigen Pause sofort nach draußen zu gehen. Eins oder zwei trödelten, weil sie sich offenbar nicht von der Aufregung trennen wollten, ihnen hatte ich mit schlechten Noten gedroht. Dann hatte ich mich sofort auf die Suche nach meinem Vater gemacht, den ich in der Eingangshalle abfangen konnte, wo er sich gerade von einer Gruppe Eltern verabschiedete, die ihren Rundgang durch die Schule beendet hatten. Er hörte sich an, was ich ihm zu sagen hatte, wobei nur ein nervöses Zucken an seiner Schläfe seine Besorgnis verriet, und bestand darauf, die Polizei selbst anzurufen. Während wir uns unterhielten, war Emily Fleming aus dem Garten hereingekommen. Sie riss die Augen auf, als sie sah, wie er die Treppe hinaufeilte, um zu telefonieren. Dad hatte nie ein Mobiltelefon bei sich. »Ist alles in Ordnung?«, hatte sie mich gefragt. »Hat es einen Unfall gegeben?« Ihre Stimme bebte ein wenig.

»Wir haben ... etwas in Simons Unterrichtsraum gefunden«, teilte ich ihr mit.

»Was denn?« Sie biss sich auf ihre Unterlippe.

»Ich sage jetzt lieber nichts weiter. Es findet sicherlich später eine Lehrerkonferenz statt.« Auf meinem Weg nach oben spürte ich ihre Blicke in meinem Rücken und wollte mich fast umdrehen, um sie zu fragen, ob mit ihr alles in Ordnung war. Aber Simon wartete auf mich.

Die Schüler aus Simons gestörter Geschichtsstunde könnten ihren Freunden gegenüber ausgeplaudert haben, was los war. Es wurden viele SMS geschrieben, man twitter-

te und postete etwas auf Facebook. Sie hatten auch mit Sicherheit die Polizeiwagen gesehen, die draußen anhielten. Vielleicht wusste Deidre auch schon von der kleinen Leiche im Karton.

»Bist du dir sicher?«, fragte ich Deidre. »Vielleicht haben sie es bereits weggebracht ... was immer es auch war.« Ich versuchte mich daran zu erinnern, wie man solche Dinge in Fernseh Dramen handhabte. Mein Ehemann Hugh hatte ein Faible für Leichenhallen auf dem Bildschirm. Er hätte sich ausgekannt und gewusst, wie das Prozedere ablief.

»Ich bin mir sicher.« Sie näherte sich unseren Köpfen. »Und ich habe auch keinen Pathologen, oder wer auch immer für so was zuständig ist, gesehen.«

»Hast wohl am Fenster geklebt, Deidre?«, meinte Simon tadelnd. »Du bist schlimmer als die Kinder. Du hast zu viele gerichtsmedizinische Serien gesehen.« Seine Stimme klang jovial, aber eine Spur von Anspannung war nicht zu überhören.

Was mochte sich jetzt wohl in den Internatsgebäuden abspielen? Die meisten der Schüler hier waren externe, aber ein paar wohnten wochen- oder trimesterweise bei uns. Die Schüler der Abschlussklasse hatten es bestimmt nicht leicht bei der Hausaufgabenbetreuung der jüngeren, während wir hier unsere Notfallkonferenz abhielten.

Jetzt kam Dad herein, er hatte eine Plastiktüte in der Hand, seine Augen waren schmal. Die Anwesenden stupsen einander an. Ein paar bedachten mich mit kurzen Seitenblicken. Die Tochter des Direktors, die nach Hause zurückgekehrt war, weil ihr Leben auseinandergebrochen war. Die sich wegen der Loyalität zu ihrer Familie niemals ganz auf die Seite der Angestellten schlagen konnte.

Passt auf, was ihr vor ihr sagt, es könnte an Charles weitergegeben werden. Wie ist sie überhaupt als Lehrerin? Ein Glück für sie, dass sie hier einen Schwangerschaftsurlaub vertreten kann. Weiß jemand, wo sie vorher war? Ah, auf einer Gesamtschule. Dann kennt sie sich ja aus mit der Kontrolle der Massen.

Dad war eine Respektsperson, er hatte eine Ausstrahlung, die man weder erlernen noch lehren konnte. Wenn er den Raum betrat, richteten sich alle gerader auf. Männer fummelten an den obersten Knöpfen ihrer Hemden herum und rückten Krawatten zurecht. Lehrerinnen strichen eingebildete Falten in ihren Hosen oder Röcken glatt. An diesem Abend war er blass, sein Mund entschlossen. Er sah sich im Raum um, hielt womöglich ebenfalls Ausschau nach meiner Mutter. Es war ihm immer lieb, wenn sie da war. Ich sah, wie er sich im Geiste einen Ruck gab. *Sie wird zu keiner Lehrerkonferenz mehr erscheinen.* Er ging zu dem Tisch, wo wir zur Vormittagspause immer Kaffee und Kekse servierten, seine Schuhe glänzten, sein Sommeranzug war faltenlos. Keiner sagte etwas.

»Guten Abend, alle zusammen. Es gibt da etwas, was ich Ihnen zeigen muss.« Er zog den Pappkarton aus der Tüte, nahm den Deckel ab und kippte die Schachtel aus. Gegen meinen Willen sprang ich auf und wollte ihm zurufen, er solle aufhören und nicht enthüllen, was immer da drin lag.

Ein kleiner Körper fiel auf den Tisch. Metall schlug auf Holz. Jemand unterdrückte einen Schrei. »Mein Gott«, sagte Simon. Ich hörte mich einen Laut wie einen gedämpften Warnschrei ausstoßen.

Das Baby lag auf der Holzplatte, ein Arm hing lose herab, der andere ging abgewinkelt Richtung Gesicht, als

wollte es an seinem Daumen lutschen. Es trug ein langes weißes Leinengewand und ein Mützchen aus Spitze. Seine Hände bewegten sich nicht, seine blassblauen Augen starrten uns gelassen an. In seiner Brust steckte der Griff eines silbernen Brieföffners. Ich blinzelte und schaute noch einmal hin, und da lag das Baby noch immer auf dem Eichentisch des Lehrerzimmers, neben gestapelten Geografiebüchern und einer einzelnen schmutzigen Kaffeetasse.

»Dad ...«

»Ein Streich.« Seine Hände zitterten. »Jemand hat diese, diese ... Puppe im Karton in den Schrank des Geschichtsraums gelegt.«

»Puppe?«, sagte ich töricht.

Simon erhob sich. »Ich sage Ihnen, es sah aus wie ein echtes Baby, es ...« Die Stimme versagte ihm.

»Sie sollten sich nicht vorwerfen, dass Sie sich haben übertölpeln lassen.« Dads Lippen verzogen sich zu einem aufgesetzten Lächeln. »Selbst die Polizei ließ sich täuschen. Wenn auch nur einen kurzen Moment lang.« Er spürte die Anspannung und verfiel in ein übergenaues, gestelztes Englisch mit einem leichten Akzent. Ich fragte mich, ob die anderen es auch bemerkt hatten.

Emily starrte ihn an. Mir fiel auf, dass sie ihre schmalen Hände so fest zusammenpresste, dass die Knöchel weiß waren. Sie schien in den Falten ihrer seidig glänzenden Strickjacke zu verschwinden, die sie trug, als wollte sie sich verstecken. Es war nur ein Streich, sagte ich mir. Entsetzlich und makaber, aber nichts weiter als ein Streich.

Deidre war aufgestanden. »Es sieht unglaublich lebendig aus.« Sie näherte sich dem Tisch und streckte eine Hand aus, wobei sie meinen Vater fragend ansah.

Er zuckte mit den Achseln. »Nur zu.«

»Was ist mit Fingerabdrücken?«, wollte jemand wissen.

»Die Polizei hat keine genommen.«

»Wieso denn nicht um Himmels willen?«, platzte es aus Simon heraus.

»Es wurde kein Verbrechen begangen. Außer dass die Zeit der Polizei vergeudet wurde.«

»Aber ...« Simon zeigte auf den Brieföffner.

»Das«, mein Vater nickte in Richtung der erstochenen Puppe, »ist bloß ein Spielzeug. Ein Spielzeug zu erstechen ist kein Verbrechen, so unerfreulich dieser Fund auch sein mag.«

»Ein ziemlich seltsames Spielzeug«, meinte Simon zähneknirschend. »Was ist das für ein Mensch, der so etwas tut?«

»Ich habe etwas über solche Puppen gelesen. Aber mir fällt nicht ein, wie sie genannt werden.« Deidre biss sich nachdenklich auf die Lippe.

»Soll das bedeuten, es gibt noch mehr davon?«, meinte Simon angewidert. Wir reckten jetzt alle unsere Köpfe Richtung Tisch, das Lehrerzimmer ähnelte einer absurden Geburtsszene: die Betrachter verängstigt und angewidert von dem Kind im Zentrum des Tableaus.

»Reborn-Babys, so heißen sie. Jetzt fällt es mir wieder ein.« Deidre strich mit ihren Fingern über das Gesicht des Babys.

»Wiedergeboren?«, fragte ich.

»Es gab einen Zeitungsartikel über sie. Sie sollen so lebensecht wie möglich aussehen. Es hat schon Fälle gegeben, da haben Leute die Polizei angerufen, weil sie die Puppen in Autos gesehen und gedacht haben, es seien echte Babys, denen es zu heiß werden könnte.« Sie registrierte offenbar,

dass wir sie alle ungläubig ansahen. »Die Leute schieben sie in Kinderwagen und Buggys durch die Gegend«, beharrte sie.

»Sie meinen wohl Frauen.« Jeremy Warner, Fachbereichsleiter Sport, verschränkte seine im Trainingsanzug steckenden Arme, als versuchte er, auf diese Weise die negativen Schwingungen der Puppe abzuwehren.

»Es soll einige sehr traurige Fälle gegeben haben, in denen Frauen ihre Kinder durch Fehlgeburten oder plötzlichen Kindstod verloren haben«, führte Deidre in bitterem Ton aus. »Sie kaufen dann diese Puppen, geben sie manchmal sogar in Auftrag, damit sie aussehen wie die Babys, die sie verloren haben.«

Sie zog den Brieföffner heraus. Ich ertappte mich dabei, dass ich die Luft anhielt, weil ich fast damit rechnete, Blut aus der Einstichstelle fließen zu sehen. Die Klinge hatte einen Schlitz von einem guten Zentimeter im Leinen hinterlassen.

»So, das sieht doch gleich besser aus, oder?« Mein Vater nickte zustimmend. Deidre untersuchte den Brieföffner. »Nichts Besonderes. Jedenfalls kein Silber.«

Emily löste ihre Beine und verschränkte sie wieder. Ich verspürte erneut Mitleid mit ihr.

Deidre sah Jeremy mit einem herausfordernden Lächeln an. »Na los, Jeremy. Sie sind der Familienmensch. Nehmen Sie es in den Arm, und sagen Sie uns, ob es sich anfühlt wie echt oder nicht.« Auf seinem Pult hatte Jeremy neben seiner Schiedsrichterpfife und den Listen seiner Teams ein Foto von seinen zwei kleinen Töchtern stehen, beide mit rosa Lätzchen und Sonnenhüten.

Er sah aus, als würde er am liebsten im Sprint den Raum

verlassen, aber männlicher Stolz trieb ihn dann doch aus seinem Stuhl und auf die Puppe zu, die auf dem Tisch lag. Er nahm sie in seine Arme. Ihm stand die Überraschung im Gesicht geschrieben.

»Es ist, als hielte man ein echtes Baby, selbst der Kopf fühlt sich schwer an. Aber es ist kalt, nicht warm.« Er starrte die Puppe an, und sein Wunsch, sie quer durch den Raum zu schleudern, war unübersehbar. Deidre streckte die Hände danach aus, er übergab sie ihr mit offensichtlicher Erleichterung. »Einfach verrückt.«

Ihre Schultern sackten nach unten, als sie die Puppe wiegte. Die beiden Söhne von Deidre waren inzwischen Teenager, aber ihr Körper erinnerte sich offenbar daran, wie man ein Neugeborenes wiegte. Die Bekleidung des Babys hatte etwas Vertrautes: Das lange elfenbeinfarbene Kleid und das Spitzenmützchen – beides erinnerte mich an etwas. Doch mir wollte nicht einfallen, wo ich die Sachen gesehen hatte. Die Puppe starrte uns mit leeren, aber genau ausgearbeiteten Zügen an.

»Es fühlt sich zu real an.« Deidre legte die Puppe wieder auf den Tisch, vorsichtig, als wäre es ein echtes Baby. »Abgesehen von der Kälte, wie Jeremy schon sagte. Wirklich sehr verstörend. Ich frage mich, ob das mehr ist als bloß ein Streich.«

»Was wollen Sie damit andeuten?« Dad sah sie an.

Sie ließ sich Zeit mit ihrer Antwort. »Die Frauen, die diese Puppen verwenden, haben psychische Probleme, wenn das, was ich gelesen habe, stimmt.« Sie sah meinen Vater direkt an. »Und mit einem Messer derart zuzustechen ... Wir müssen uns sehr intensiv damit auseinandersetzen.«

»Glauben Sie, eins unserer Mädchen hier könnte ... in Schwierigkeiten sein?« Selbst mein Vater errötete bei dieser altmodischen Formulierung. Ich sah bereits, wie er seinen Fehler im Geiste für zukünftige Verwendung korrigierte. »Ich meine, könnte eine unserer Schülerinnen schwanger sein oder gewesen sein?«

»Das wäre eine Möglichkeit.« Sie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ein Fall für Cathy.«

Cathy Jordan war die Schulkrankenschwester.

»Ich möchte, dass Sie alle mit Ihren Klassen oder Seminargruppen darüber sprechen.« Dad hörte sich an, als hätte er schon ein langes Schuljahr hinter sich, dabei hatte das neue Trimester erst vor wenigen Wochen angefangen. Von der Erholung im Griechenlandurlaub, den er und Mum vor ihrem Tod gemacht hatten, war nichts mehr übrig. »Und mit den Vertrauensschülern. Aber vor allem wollen wir versuchen, jegliches Aufsehen zu vermeiden. Es ist nichts weiter als ein dummer Scherz, der schiefgegangen ist.« Eine Sekunde lang schien er seine Müdigkeit beiseitezuschieben und sein ruhiges und zuversichtliches Schuldirektorlächeln aufzusetzen.

Die meisten Lehrer nickten. Nur Deidre schien nicht seiner Meinung zu sein. Ich wusste, dass sie dasselbe dachte wie ich: Die beiden von Dad beschriebenen Aktionen waren nicht kompatibel. Wenn wir mit den Schülern sprachen, würden diese spitzkriegen, dass uns etwas beunruhigte. Sie würden Spekulationen anstellen. Und das war höflich ausgedrückt. Dann würde der Austausch über die sozialen Netzwerke erst richtig losgehen.

Jeremy schien sich wieder gefasst zu haben und nahm die Puppe erneut auf. »Ihr Kopf ist mit irgendetwas gefüllt«,

meinte er angewidert. »Deshalb ist er so schwer und fühlt sich an wie ein richtiger Babykopf.« Er schob sie auf den Tisch zurück.

Simon schauderte sichtlich.

»Ich kenne das Gewand«, sagte Deidre und befragte das elfenbeinfarbene Leinen. »Ist das nicht eins aus dem Stück, Jenny?«

Natürlich, *Hexenjagd*. Eins der Mädchen im Theaterstück, das in diesem Trimester aufgeführt werden sollte, trug in einer Gerichtsszene ein Baby im Arm. Aber dabei handelte es sich um eine ganz traditionelle Babypuppe, die einmal meiner Schwester gehört hatte und ganz offensichtlich aus Plastik war, mit Augen, die zuklappten, wenn man sie niederlegte.

Jenny Hall, welche die Theatergruppe leitete, kam näher und befühlte das elfenbeinfarbene Kleid. »Sieht tatsächlich aus wie unser Kostüm. Wir hatten die alle herumliegen. Aber vermisst habe ich es nicht, weil wir noch gar nicht so weit sind, dass wir die Kostüme und Requisiten aussuchen.« Sie verzog das Gesicht beim Anblick des Risses, den der Brieföffner im Leinen hinterlassen hatte. »Hoffentlich lässt sich das gut flicken.«

»Ich kann das für Sie machen.« Es war das Erste, was Emily an diesem Abend gesagt hatte.

»Danke.« Jenny reagierte überrascht, aber auch erleichtert auf dieses Angebot.

»Ich kümmere mich darum, sodass man die Ausbesserung nicht sieht«, ergänzte Emily. »Keiner wird etwas merken.« Ihre Stimme bebte noch immer. Ich lächelte ihr aufmunternd zu.

»Wenn das alles war.« Jeremy zog das Oberteil seines



Eliza Graham

Das geheime Bild

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37848-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2013

Eine mitreißende Familiengeschichte über Erinnerung, Liebe und Verrat

Letchford, ein englischer Landsitz. Die kleine Meredith und ihre Schwester beschädigen beim Spielen ein Wandgemälde, das ihr Vater einst von ihrer Mutter gemalt hat. Dahinter kommt ein anderes Bild zum Vorschein. Es erzählt eine Geschichte, die verborgen bleiben soll.

Zwanzig Jahre später kehrt Meredith nach Letchford zurück. Nach dem Tod ihrer Mutter und einer Ehekrise liegen schwierige Zeiten hinter ihr, doch auch die Ruhe auf Letchford ist trügerisch: Schon bald wird ein erschreckender Fund lange zurückliegende Ereignisse wieder ans Licht bringen ...